

## Predigt für den 7.Juli ÖHG

Liebe ökumenische Hochschulgemeinde, die heute angesichts unseres Semesterthemas auch interreligiös erweitert ist, sich sozusagen geöffnet hat, worüber ich mich außerordentlich freue.

Sich öffnen!

Wie kann das gehen? Da der Mensch nur in der Einheit von Leib und Seele zu sehen ist, korrespondiert der äußeren Öffnung auch eine innere – und umgekehrt.

Beginnen wir daher mit einem Blick auf unsere Körpersprache: Sie können es ganz leicht einmal selbst ausprobieren, indem sie die Mundwinkel nach unten ziehen und sich in dieses Bild hineinfühlen (Bild zeigen). Wie fühlt sich das an? Und wie fühlt sich im Gegenteil das an, wenn Sie die Mundwinkel ganz bewusst nach oben bewegen? (Bild zeigen). Sich öffnen bedeutet mimisch zu lächeln – anders gesagt. Ein Lächeln öffnet unser Gesicht - für uns selbst und andere, wirkt einladend und erleichtert die Begegnung ungemein.



Ja, wenn es so leicht wäre....

Ich gehe noch einen Schritt weiter:

Wie wäre es, wenn Sie jeden Tag mit einem Lächeln zur Arbeit gehen könnten? Wenn Ihr Job Sie voll und ganz erfüllen, ja Sie richtig glücklich machen würde? Eine utopische Vorstellung? Keineswegs!

Diese vier Sätze stammen nicht von mir, sondern von dem Klappentext, mit dem John Strelecky für sein Buch ‚The Big Five for Life‘<sup>1</sup> – was wirklich zählt im Leben - wirbt. Es wurde in den vergangenen Monaten zum Bestseller.

Es ist ein Zeichen dafür, dass die Sehnsucht nach Sinn, die Sinnsuche bleibt, ja vielleicht sogar wächst, auch wenn die Kirchen leerer werden. Die Sehnsucht

---

<sup>1</sup> Strelecky, John: The big five for Life. Was im Leben zählt. München 2009

nach einem Leben, in dem wir mit einem Lächeln, mit Offenheit in den Tag gehen. Ein Streifzug durch einen Buchladen lässt staunen, welche Fülle an Ratgeberliteratur für ein solches Leben angeboten und wohl auch verkauft wird. Was zählt wirklich im Leben? Was macht uns das Leben leichter und glücklicher? Was gibt dem Leben Sinn?

Die Frage ist keineswegs neu, sondern voraussichtlich so alt wie die Menschheit selbst. Allerdings war die Vielfalt der Antworten wohl kaum jemals so groß wie heute... Denn wir leben heute in einem religiösen und weltanschaulichen Gemischtwarenladen. Das heißt – um im Vergleich zu bleiben: es gibt in diesem Gemischtwarenladen nicht **ein** Duschgel, sondern 25 verschiedene, um möglichst individuell zugeschnitten auf jeden einzelnen die momentanen Bedürfnisse zu befriedigen. So auch mit Blick auf die Sinnsuche: längst legt man sich nicht mehr fest, sondern variiert und wechselt, sucht, findet und verwirft wieder... Man spricht aktuell von rasanten gesellschaftlichen Transformationsprozessen, die eine Pluralisierung der Lebenswelten und – formen auch in religiöser und weltanschaulicher Hinsicht mit sich bringen. Im Prinzip klingt das ganz attraktiv, weil es Freiheit suggeriert. Doch leicht können daraus auch Verwirrung, Orientierungslosigkeit und Ohnmachtsgefühle erwachsen. Und das ist nicht unproblematisch!

Denn: Wie soll man sich da noch öffnen wollen, wenn die Gefahr besteht, überrollt zu werden? Wir erleben heute, dass sich viele Menschen von dem Überangebot, der Vielfalt und auch der Schnelligkeit überfordert fühlen und mit Ängsten reagieren. Was ist wirklich verlässlich? Beständig? Wo kann ich meinen Anker auswerfen und zur Ruhe kommen? Worauf kann ich noch vertrauen, wenn alles so beliebig und damit auch so unglaublich zu werden scheint?

Ein Fremder bin ich auf Erden, heißt es in Psalm 119, dem Predigttext für diesen Gottesdienst – ja, dieses Gefühl kann sich hier einschleichen.

„Sich fremd fühlen“ und das kann viele Facetten haben:

Zum Beispiel eine soziologische, die von der heute notwendigen Flexibilität spricht, den Arbeitsplatz je nach Konjunktur zu wechseln und damit auch oft den Wohnort,  
oder auch sich neu einfinden zu müssen am Studienort, an dem man sich erstmal sehr fremd fühlt,  
oder auch die locker und unsicher gewordenen Bindungen, wechselnde Beziehungen, eine Vielfalt von familiären Lebensformen und -welten, einhergehend mit der Notwendigkeit, sich immer wieder neu auszurichten...  
Das kann Gefühle von Fremdheit erzeugen  
Sich fremd fühlen kann aber auch grundsätzlicher verstanden werden – z.B. in psychologischer Sicht. Sigmund Freud sprach davon, dass der Mensch nicht Herr im eigenen Hause ist und meinte damit, wie sehr das Unbewusste unser Leben bestimmt und dass wir längst nicht so rational denken und handeln wie wir meinen.

Unsere Leiblichkeit spielt hier auch eine entscheidende Rolle, die uns zuweilen auch im eigenen Körper fremd fühlen lässt, wie ich an einem Lieblingsgedicht illustrieren möchte:

Robert Gernhardt

Noch einmal: Mein Körper<sup>2</sup>

Mein Körper rät mir:

Ruh dich aus!

Ich sage: Mach ich,

altes Haus!

Denk aber: Ach, der

Sieht's ja nicht!

---

<sup>2</sup> Gernhardt, Robert: Körper in Cafés. Frankfurt 1997, 63.

Und schreibe heimlich dies Gedicht.

Da sagt mein Körper:

Na, na, na!

Mein guter Freund,  
was tun wir da?

Ach gar nichts! Sag ich

Aufgeschreckt,

und denk: wie hat er  
das entdeckt?

Die Frage scheint recht  
schlicht zu sein.

Doch ihre Schlichtheit  
Ist nur Schein.

Sie lässt mir seither

Keine Ruh:

Wie weiß mein Körper  
Was ich tu?

Bin ich mir selbst manchmal fremd? Fremd im eigenen Körper, der nicht so  
will, wie ich will....

Paul Gerhard geht in seinem Lied ‚Ich bin ein Gast auf Erden‘, das er zur  
Melodie ‚O Haupt voll Blut und Wunden‘ gedichtet hat und das meist zu  
Beerdigungen gesungen wird, noch einen Schritt weiter:

Dort heißt es:

‚Wo ich bisher gesessen, ist nicht mein rechtes Haus

wenn mein Ziel ausgemessen, so tret ich dann hinaus  
und was ich hier gebraucht, das leg ich alles ab  
und wenn ich ausgehaucht, so scharrt man mich ins Grab.

Leiblichkeit zu Ende gedacht bringt uns zur Sterblichkeit, zu dem befremdenden Gefühl unserer Endlichkeit.

Was will ich mit all den Beispielen zeigen? Fremd – das sind also nicht nur die anderen, die mit der anderen Sprache, die mit der anderen Religion, die mit der anderen Kultur, die mit der anderen Kleidung ...

Fremd können wir uns auch in den eigenen Reihen, ja sogar bei uns selbst, mit uns selbst fühlen.... Abgesehen davon, dass wir bei genauerer Betrachtung fast überall auf Erden Fremde sind.

Gewiss:

Das ist nicht so leicht zu ertragen, erzeugt Unsicherheit. Leicht kann die Stimmung kippen, wenn sich noch ein paar Probleme dazugesellen, vor allem aber wenn es an sozialer Gerechtigkeit und Bildungsgerechtigkeit mangelt.

Was passiert – ist für wache und aufmerksame Zeitgenossen sehr offensichtlich: Die eigenen Ängste werden ins Außen übertragen und die Ohnmachtsgefühle werden zu Feindbildern. Das vorhin beschriebene Komplexitätsproblem erhöht die Gefahr von Vorurteilsbildung und führt ganz sichtbar zu

Rückwärtsbewegungen, zu Regressionen, zu Verengungen, denn nichts anderes sind Ängste. Doch Angst ist ein schlechter Berater und ein noch schlechterer Wegbegleiter und mit Erschrecken stellen viele fest, dass plötzlich alte Nationalismen wieder wachsen. Wir erleben gegenwärtig den stärksten Rechtsruck seit Ende des Zweiten Weltkrieges – in unserem Land, aber auch in anderen europäischen Ländern.

Aus den Ängsten werden Abgrenzungen, Ausgrenzungen, Ankerzentren und Abschiebungen. Wir machen im wahrsten Sinne des Wortes dicht, lassen Flüchtlingsboote nicht mehr in sichere Häfen einfahren und im 21. Jahrhundert

sieht das vergleichsweise reiche und demokratisch ausgerichtete Europa entsetzt und ohnmächtig zu, wie das Mittelmeer zum größten Friedhof wird – um ein Wort des Papstes zu zitieren.

Wirklich schwer auszuhalten!

Und da!! kommen wir in unseren Ökumenischen Hochschulgottesdiensten mit unserem Semesterthema ‚Sich öffnen‘!

Ja - mit Absicht. Nicht aus politischem Kalkül, sondern aus theologischen Überlegungen heraus, aus Glaubensgründen – wenn Sie so wollen.

**Denn: Christlicher Glaube bezieht Position – plädiert ganz klar für ein für ‚Sich Öffnen!‘**

Grund hierfür ist, dass sich Gott liebend und mitfühlend dem Menschen zuwendet und öffnet. Das wesentliche Kriterium dieser Gottesbeziehung ist Barmherzigkeit. Diese Beziehungsqualität ist nur lebendig vorstellbar: die biblischen Schriften sprechen von Gott in leidenschaftlich emotionalen Bildern. Wir hören von der Gnade Gottes, die den Menschen trotz Sünde und Schuld den Weg wieder und wieder öffnet, Umkehr und einen Neuanfang ermöglicht. Denn vor Gott und für Gott sind wir definitiv keine Fremden, sondern so wie wir sind, sind wir geliebt und bejaht. Einfach weil wir Menschen sind, gottesebenbildlich geschaffen. Jeder Mensch in gleicher und vollgültiger Weise!

Ganz klar positioniert sich die Bibel damit für Werte wie Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Frieden: Ob der Exodus als Urbekenntnis der Hebräischen Bibel die Befreiung aus der Sklaverei und damit die klare Parteinahme gegen Unterdrückung signalisiert, ob der Dekalog grundlegende ethische Regeln des Zusammenlebens als segensreich verheißt, ob die prophetischen Bücher klare Worte zur Sozialkritik äußern, ob sich Jesus vehement für das Doppelgebot der

Liebe – eingeschlossen der Feindesliebe! – einsetzt und die gesellschaftlich Marginalisierten wertschätzend in die Mitte seines Handelns und Redens stellt – all diese Beispiele wären durch eine Fülle biblischer Belege zu ergänzen, um deutlich zu zeigen, dass unser Glaube nicht mit Gleichgültigkeit, sondern mit einer Öffnung für den Nächsten, für die Nächste einhergeht.

Ja, schön wäre es – denken Sie jetzt vielleicht. Ist das nicht schon wieder eine hoffnungslose Überforderung, an der wir schnell sang- und klanglos scheitern müssen? Wie soll das gehen: nur noch schnell die Welt retten?

„Ach wären doch meine Schritte fest darauf gerichtet, deinen Gesetzen zu folgen!“ – so die betende und flehende Stimme in Psalm 119.

Dieser längste Psalm der Hebräischen Bibel will uns auf äußerst spannende Art und Weise den Weg zeigen, wie es gehen könnte. Das Güldene ABC hat Luther dieses längste Kapitel der Bibel mit 176 Versen genannt. Und in der Tat – wie bei einer Merkhilfe oder einer Richtschnur – ist der Psalm entsprechend den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets in 22 Abschnitte gegliedert, die jeden Abschnitt als Akrostichon mit dem folgenden Buchstaben des Alphabets beginnen lassen: Aleph, Bet, Gimel....oder wie wir sagen würden: ABC  
Auch hier zeigt sich also, wie sehr sich der Mensch nach einer Orientierung sehnt, nach einer Struktur, die in den Wirren des Lebens Sicherheit – oder sollten wir besser sagen: Gewissheit – verheißt.

Großes verbindendes Thema dieses Psalms ist das Vertrauen auf Gottes Wort, auf sein Gesetz, das recht verstanden eine gute Weisung ist.

„Öffne meine Augen und ich will schauen die Wunder aus deiner Weisung. Ein Fremder bin ich auf Erden.“ (Ps 119, 18)

Dieser Torapsalm zeichnet den krassen Gegensatz zwischen einem Verzweifelten, der sich angesichts der Bösartigkeit der Welt nicht mehr auskennt, und dem Betenden, der Orientierung sucht, der sich zuhause –

heimisch und geborgen - fühlen möchte. Ich drehe daher die Verse einmal um:  
wie klingt das?

, Ein Fremder bin ich auf Erden

Öffne du Gott, meine Augen und ich will schauen die Wunder aus deiner  
Weisung!

Wer sich dieser guten Weisung Gottes öffnet, dem wird Wunderbares kundgetan. Da tut sich ein Weg auf. Interessant ist, dass es in diesem Thorapsalm nicht um die Inhalte der Tora geht – es wird kein einziges Gesetz konkret genannt, sondern es geht um ein tieferes Verstehen im Sinne einer Thorafrömmigkeit. Möglicherweise begründet dies die Form des Psalms, die zur rezeptiven Mediation, zum Gebet einlädt.

Es geht also nicht, wie man in einigen christlichen Kommentaren lesen kann um „die einförmigste und gedankenärmste aller Spruchsammlungen – so z.B. bei Hupfeld – oder noch schärfer um „das inhaltsloseste Produkt, das jemals Papier schwarz gemacht hat – so Bernhard Duhm. Gerade zu diesem Psalm gibt es leider eine sehr ablehnende und zynische Rezeptionsgeschichte. Welch ein theologisches Nichtverstehen – ebenso erschreckend wie eine christliche Tradition, die das Gesetz des AT dem Evangelium des NT als Negativfolie gegenüberstellt und damit implizit oder explizit antijudaistisch firmiert.

Nein: Es geht in diesem Thorapsalm um das Innerste, um die Gottesbeziehung, die darauf vertraut, dass Gott mit seinem Wort inmitten der chaotischen Welt Trost schenkt, Orientierung und Gewissheit. Diese Frömmigkeit lebt aus der Zusage, wenn sie wollen aus dem Evangelium, dass **dem** Menschen sein Leben gelingen wird, dem diese Weisung quasi ins Herz geschrieben ist. Dann kann das Wunder geschehen, dass dem Fremdling auf Erden oder wir könnten auch sagen, dem umherirrenden Erdling, uns Menschen also, eine heilsame Wegweisung geschenkt wird. Dann nämlich – so verheißt es der Psalm wird die Thora, wird das Gesetz zur Freude!



Das Paradoxe hieran ist: dieser längste Psalm hat damit eigentlich die kürzeste und zugleich prägnanteste Botschaft und ist damit ganz nah bei unserer heutigen Lesung aus dem Neuen Testament. Was ist das größte und wichtigste Gebot der Tora?

Was zählt wirklich im Leben?

Die Wahrheit ist einfach. Nicht im Sinne von naiv oder simpel, sondern ‚einfach‘ im Sinne von elementar: Gottesliebe und Nächstenliebe sind untrennbar miteinander verbunden. In einem Bild gesprochen: wir leben von einer Quelle, die so unerschöpflich und unfassbar ist, dass sie gar nicht anders kann als zu fließen.

Es geht also letztlich um die Frage der Anbindung, der Rückbindung an Gott, an eine gelebte Gottesbeziehung. Religion meint ja in einer Wortbedeutung - von religare herkommend - diese Anbindung an Gott. Dieser kleinste Nenner verbindet die Religionen in der Grundannahme ‚etsi deus daretur‘ – zu leben in der Annahme, dass es Gott gibt. Dass es eine göttliche Schöpferkraft gibt und der Mensch sich nicht selbst das Leben gegeben hat, sondern aus der von Gott geschenkten Bejahung lebt: am Anfang - jeden Tag - am Ende, ja sogar über das Ende hinaus.

Denn so geht das Lied ‚Ich bin ein Gast auf Erden‘ von Paul Gerhard weiter:  
„Du aber, meine Freude, du meines Lebens Licht,  
du ziehst mich, wenn ich scheide, hin vor dein Angesicht,  
ins Haus der ewgen Wonne, da ich stets freudenvoll  
gleich wie die helle Sonne, mit andern leuchten soll.“

Das ist es letztlich, was bei allen Unterschieden die Religionen verbindet: dass sich Gott mit der Schöpfung für den Menschen geöffnet hat, für alle Menschen, unabhängig von Geschlecht, Alter, Herkunft, Nationalität, sozialem Status o.ä. exkludierenden Hierarchisierungen, die sich der Mensch hat einfallen lassen.

Und dass diese Verheißung der Öffnung nicht mit dem Tod endet, sondern darüber hinaus unserem Leben Hoffnung und Sinn gibt.

Öffne du Gott, meine Augen, heißt es im Psalm.

Die Bibel zeigt den Weg, wenn es für uns selbst nicht weitergeht, wenn wir dicht machen, wenn dieses Fremdsein auf Erden uns gefangen nimmt.

Da wo wir uns ein zu enges Bild vom anderen machen, kritisieren, beurteilen und verurteilen, wo wir uns selbst nicht mehr öffnen können zu Begegnung und zum Dialog – da kann die Bitte ‚Öffne meine Augen‘ für den Menschen, der auch Dein Antlitz trägt, einen Ausweg zeigen.

‚Sich öffnen‘ ist daher grundsätzlich betrachtet und in erster Linie nicht eine an uns gestellte Aufgabe, Herausforderung, Überforderung, sondern ein Gottesgeschenk. Ein Geschenk freilich, das jedem Menschen mit dem ersten Lächeln im Leben geschenkt ist und uns damit in die Antwort, in die Verantwortung stellt.

Wenn ich glauben kann – egal welcher Konfession oder Religion ich mich letztlich angehörig fühle – dass Gott mich und mein Tun mit einem barmherzigen Lächeln ansieht, manchmal wohl auch mit einem humorigen Lächeln über die Um- und Irrwege meines Lebens....wenn ich das glauben darf, dann kann sogar das Wunder geschehen, dass sich dieses Lächeln spiegelt, in meinem Gesicht und vielleicht auch im Gesicht des Anderen.

Möge Gott uns hierzu die Augen öffnen und die Wunder seiner Weisung geschehen lassen.